

Entwicklungslinien der Motivationsforschung

H. Heckhausen

- 2.1 Vorbemerkungen – 14**
- 2.2 Die Generation der Pioniere – 14**
- 2.3 Willenspsychologischer Problemstrang – 17**
- 2.4 Instinkttheoretischer Problemstrang – 21**
- 2.5 Persönlichkeitstheoretischer Problemstrang – 24**
 - 2.5.1 Motivationspsychologische Linie – 27
 - 2.5.2 Kognitionspsychologische Linie – 30
 - 2.5.3 Persönlichkeitspsychologische Linie – 31
- 2.6 Assoziationstheoretischer Problemstrang – 34**
 - 2.6.1 Lernpsychologische Linie – 34
 - 2.6.2 Aktivationspsychologische Linie – 39
- Literatur – 45**

Bearbeitet von Herrn Professor Dr. Julius Kuhl, Universität Osnabrück.

Zusammenfassung

In diesem Kapitel werden die wissenschaftshistorischen Entwicklungslinien der Motivationsforschung aufgezeigt. Die eigentliche Motivationsforschung lässt sich in 4 konzeptuell unterscheidbare Problemstränge aufgliedern: 1. Ansätze zu Willensphänomenen, die diese als von außen verursacht (heterogenetische Position) oder von innen betrieben (autogenetische Position) auffassen und phänomenologisch oder experimentell erforschen. 2. instinkttheoretische Ansätze, die Motivationsinhalte mit mehr oder weniger umfangreichen Listen von Instinkten charakterisierten und Motivationsprozesse mit verhaltensethologischen Konzepten zu erfassen suchen. 3. persönlichkeits-theoretische Ansätze, die danach unterschieden werden können, ob sie motivationspsychologisch, kognitionspsychologisch oder persönlichkeitspsychologisch ausgerichtet sind. 4. den assoziationstheoretischen Problemstrang, der sich aus lernpsychologischen und aktivationspsychologischen Ansätzen zusammensetzt.

2.1 Vorbemerkungen

Zu Fragen, wie das Verhalten von Menschen zu erklären sei, finden wir Erörterungen, soweit die Überlieferung zurückreicht. Unter verschiedenen Bezeichnungen und mit wechselnden Lösungsansätzen ist das Problem des Motivs, der Motivation und der Volition behandelt worden; nämlich die Fragen nach Gründen und ihren individuellen Unterschieden, nach Aktivierung, Steuerung und Ausdauer zielgerichteten Verhaltens. Die verwickelte Problemgeschichte kann hier nicht aufgerollt werden (vgl. dazu Bolles, 1975). Was Hermann Ebbinghaus (1850–1909) über die Psychologie gesagt haben soll, lässt sich auch von der Motivationsforschung behaupten: „Sie hat eine lange Vergangenheit, aber eine kurze Geschichte“.

Seit den Anfängen einer wissenschaftlich betriebenen, d. h. experimentellen Psychologie fielen Motivationsprobleme in ganz unterschiedlichen Fragezusammenhängen an. Auch die Bezeichnungen waren verschieden und verrieten etwas von wechselnden Frageperspektiven. Aber der Bedeutungsgehalt wandelte sich auch mit den Voreingenommenheiten der zeitgenössischen Überzeugungen und ließ ihren Kurswert steigen oder fallen. Ein Beispiel ist das Vokabular zu Beginn dieses Jahrhunderts. Damals kämpften „Motive“ oder „Beweggründe“ („reasons“) miteinander, um die Wahl zwischen verschiedenen Handlungsmöglichkeiten zu entscheiden oder um den Entschluss, etwas Bestimmtes zu tun oder nicht zu tun, reifen zu lassen. Der „Wille“ griff es dann auf; er sorgte dafür, dass der nunmehr gebildeten Absicht auch die Realisierung im Handeln folgte. Das galt besonders, wenn Widerstände zu überwinden waren, seien es Gegentendenzen in der eigenen Person oder widrige Umstände in der Umwelt. Dabei wurde im „Willen“ gern der Sachverwalter der moralischen Norm und der Pflicht gesehen, der sich gegen „niedere“ Tendenzen wie „Instinkte“, „Triebe“, „Triebfedern“ und „Bedürfnisse“ durchzusetzen hatte.

Schon 4–5 Jahrzehnte später hatte sich die Begriffsszene völlig geändert. Nicht nur das Wertgefälle zwischen dem Sittlich-Guten und Vernünftigen einerseits und dem Leidenschaftlichen und Dranghaften andererseits war verschwunden, der „Wille“ hatte

inzwischen jeden Kredit als wissenschaftlicher Begriff verloren, während „Triebe“ und „Bedürfnisse“ den Charakter des Animalischen abgelegt hatten und nunmehr auch hochstehende menschliche Strebungen umfassten.

Zugleich wurden Motivationsfragen bei vielen weiteren psychologischen Sachverhalten gestellt. Sie waren nicht mehr nur von Bedeutung, um Handlungen oder Lernleistungen zu erklären. „Motivation“ sollte nun auch einen Erklärungswert haben für scheinbar so „automatisch“ ablaufende Vorgänge wie Wahrnehmen, Vorstellen und Denken. Damit entwickelte sich die Motivationsforschung allmählich als ein selbständiges Untersuchungsfeld mit eigenen Begriffen, Methoden und Theorien.

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bezogen sich die Motivationsprobleme im Wesentlichen auf den Willensakt (Entscheidung, Wahl) und die Willenshandlung (die willentliche Steuerung des Handelns). „Motive“ wurden bloß als Begründungen angesehen, die man sich bei der Willensentscheidung zueigen macht (James, 1890; Ach, 1910; Pfänder, 1911). Erst 1936 erschien im englischsprachigen Raum das erste Buch, das „Motivation“ im Titel trug; P. T. Youngs „Motivation and Behavior“. Jetzt waren es nicht mehr Willensakte, die den Zugang zum Handeln und dessen Ausführung regulierten, sondern Bedürfnisse und Tendenzen, die nach Maßgabe ihrer Stärke das Verhalten bestimmen sollten. Nur 20 Jahre später drängten sich Darstellungen, Monographien, Überblicke und Handbücher immer dichter aufeinander. Allen voran ist die jährliche Reihe des „Nebraska Symposium of Motivation“ (seit 1953) zu nennen, dann Handbücher (Koch, 1959–1963 und Thomae, 1965) und die mehr oder weniger umfassenden lehrbuchartigen Darstellungen von Atkinson (1964), Atkinson und Birch (1978), Bolles (1967, 1975), Cofer und Appley (1964), Madsen (1959, 1974), Heckhausen (1980), Weiner (1972, 1980), McClelland (1985) und Winter (1996).

Gegenwärtig ist die Motivationsforschung noch weit davon entfernt, in ihren Fragestellungen, Variablen, Methoden und Theorien ein schon eng zusammengewachsenes oder gar einheitliches Forschungsfeld zu sein. Umso notwendiger ist es, die einzelnen Problemstränge, die in der gegenwärtigen Forschung zu erkennen sind, in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu entwirren. Dabei gehen wir kaum mehr als 100 Jahre zurück. Im Folgenden wird zunächst auf die Generation der Pioniere zu Beginn des Jahrhunderts eingegangen, die die bis heute wirksamen Problemstränge geknüpft haben. Danach sind die einzelnen Stränge, teils mit ihren besonderen Linien, bis zur Gegenwart zu verfolgen.

2.2 Die Generation der Pioniere

Von alters her wurde in Philosophie und Theologie der Mensch als ein Lebewesen angesehen, das mit Vernunft begabt und mit freiem Willen ausgestattet ist. Das unterscheidet ihn vom Tier, macht seine Würde, aber auch seine Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen aus. Ein solches Bild vom Menschen lässt kaum Fragen aufkommen, wie menschliches Handeln im Einzelnen zu erklären sei. Der Mensch besitzt Vernunft, also handelt er vernünftig, nach leicht einsehbaren Gründen und gültigen Wertsetzungen. Da er einen freien Willen besitzt, ist es auch unangebracht und führt nicht viel weiter, äußere Kräfte zur Erklärung

heranzuziehen, seien sie in der Umwelt oder im eigenen Körper gelegen. Allenfalls können vernünftiges Handeln und willensfreie Entscheidung durch Aufwallung „niederer“ Gefühle, durch Leidenschaften beeinträchtigt werden. Dieser (sehr vereinfacht dargestellte) Grundtenor der Verhaltensklärung ist im Zuge wissenschaftlicher Reflexion über die Jahrhunderte hinweg immer auch in Frage gestellt und herausgefordert worden; sei es, dass man menschliches Handeln von den materiellen und physiologischen Gegebenheiten des Organismus abhängig oder von einem hedonistischen Prinzip, der Suche nach Lust und der Vermeidung von Unlust, gesteuert sah. Immer blieb jedoch im Sinne Descartes die Kluft zum Tier, dessen Verhalten weder von Vernunft noch von Willen, sondern von blinden, naturhaften Triebkräften, von Instinkten gesteuert ist.

Dieser Dualismus der Verhaltensklärung brach mit Darwins Buch über den „Ursprung der Arten“ (1859) allmählich zusammen. Die Entwicklung der gesamten Unterschiedlichkeit von Körperbau und von Verhaltensweisen aller Lebewesen führte Darwin (1809–1882) auf zwei Erklärungsprinzipien zurück:

- auf Zufallsvariation von Entwicklungsbildungen und
- auf deren natürliche Auslese im Kampf ums Überleben.

Beide Erklärungsprinzipien waren rein kausal determiniert. Sie ließen es als aussichtsreich erscheinen, auch menschliches Handeln deterministisch zu erklären, d. h. auf strenge Ursächlichkeit zurückzuführen.

■ Evolutionstheoretische Wurzeln

Neben diesem Durchbruch einer deterministischen Erkenntnishaltung, die gegenüber den menschlichen Motivationsphänomenen solange durch die Vorstellung ontologischer Wesensunterschiede zwischen Mensch und Tier zurückgedrängt worden war, wurden v. a. die im Folgenden aufgeführten drei Überzeugungen maßgebend.

Instinkte und Triebe Wenn zwischen den einzelnen Tierarten und dem Menschen keine Wesenskluft, sondern eine graduelle Übergangsreihe besteht, so müssen Erklärungen für tierisches Verhalten auch eine gewisse Gültigkeit für menschliches Verhalten haben.

Es wurde Ausschau gehalten nach Instinkten und Trieben, die menschliches Verhalten in Bewegung setzen. McDougall machte Instinkte zum hauptsächlichen Erklärungsbegriff, stellte davon 1908 eine erste Liste zusammen und begründete den **instinkttheoretischen Strang** der Motivationsforschung, der sich bis in die Ethologie (Lorenz, Tinbergen) und die gegenwärtige Soziobiologie verfolgen lässt (Dawkins, 1976; Hamilton, 1964; Trivers, 1971). Zur selben Zeit war Freud damit beschäftigt, Licht in irrational erscheinende Phänomene wie Traumhalte (1900) und das Verhalten neurotischer Patienten (1915) zu bringen und auf eine verborgene Triebdynamik zurückzuführen. Damit begründete er einen wesentlichen Teil des **persönlichkeitstheoretischen Problemstrangs** der Motivationsforschung.

In dem Maße, wie im Gefolge der Evolutionstheorie der Mensch mitsamt seiner Sonderstellung in der Natur auch seine „Willensfreiheit“ verlor, erlitt auch der Begriff des Willens einen Verlust an wissenschaftlicher Respektabilität, bis er schließlich,

etwa seit den 40er Jahren, ganz aus der Wissenschaftssprache der meisten Psychologen verschwunden war. Wo im Gefolge von Darwins Einfluss die deterministische Überzeugung dominierte, war dies wie bei Freud und McDougall früh der Fall. Wo jedoch philosophische Tradition und phänomenologische Betrachtungsweisen gepflegt wurden, dauerte es noch einige Jahrzehnte, wie in Deutschland, bis es auch so weit war, allerdings erst nach einem bemerkenswerten Aufschwung der Willenspsychologie nach der Jahrhundertwende.

Anpassung an Umweltbedingungen Da auf die Dauer nur solche Lebewesen sich fortpflanzten und damit ihre Art erhielten und fortentwickelten, die aufgrund ihrer Ausstattung sich den jeweiligen Umweltbedingungen anpassen konnten, musste auch die menschliche Intelligenz nicht als etwas Einmaliges, sondern als ein Entwicklungsprodukt über Jahrtausende erscheinen. Intelligenz, die Fähigkeit aus Erfahrungen zu lernen, musste in hohem Maße eine arterhaltende Funktion besitzen, weil sie schnelle Anpassung an veränderte Umweltbedingungen ermöglichte. Dann müssen aber auch die heute noch existierenden Tierarten Entwicklungsformen von Intelligenz besitzen.

So entstand in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die Vergleichende Psychologie aus dem Bemühen, artspezifische Intelligenzleistungen festzustellen und miteinander zu vergleichen. Aus anekdotischen Beobachtungen und spekulativen Vergleichen entstand allmählich eine systematische und experimentelle Lernforschung. Ihr Pionier ist Thorndike (1874–1949). Er machte im Keller des Hauses seines Lehrers, William James, seine ersten Tierversuche (Thorndike, 1898, 1911). James (1842–1910) war eine bemerkenswerte Vermittlungsgestalt zwischen der alten und neuen Psychologie. Unerreicht bis heute in seiner introspektiven Beobachtungsgabe analysierte er die Bewusstseinsphänomene von Willenshandlungen. Er hielt einerseits am freien Willen fest, sprach aber andererseits dem Menschen eine Reihe von Instinkten zu. Das dem Menschen eigene Bewusstsein hat sich nach James im Laufe der Stammesgeschichte herausbilden müssen, „um der Steuerung eines Nervensystems willen, das zu komplex geworden ist, um sich selbst zu regulieren“ (James, 1890, Vol. 1, S. 144).

James hat selbst nie experimentiert, prägte jedoch bereits den Erklärungsbegriff des „habit“ (Ausführungsgewohnheit), der für die assoziationstheoretische Lernforschung zentral werden sollte.

➤ Definition

Mit „habit“ ist der automatische Ablauf von Handlungen gemeint, die allerdings nach James zuvor bewusst gesteuert worden sind.

Schon Darwin hatte im Instinkt einen intelligenzartigen Anpassungsmechanismus gesehen, an dem die natürliche Auslese in besonderer Weise zur Wirkung kommt. Um am Instinkt das andere Erklärungsprinzip, nämlich die Zufallsvariation, ins Spiel zu bringen, stellte er sich Instinkte als Ansammlungen einzelner Reflexeinheiten vor. Damit wurden, ganz im Sinne der Evolutionstheorie, Änderungen und Fortschritte an diesen Reflexansammlungen in kleinsten Schritten denkbar. Instinkte im tierischen und menschlichen Verhalten brauchten so auch nicht mehr als globale Entitäten betrachtet zu werden. Sie ließen sich auflösen in

objektivierbare Reiz-Reaktions-Verbindungen. Der Reflexbogen wurde zum Grundelement des Verhaltens. Der russische Physiologe Pawlow (1927, engl. Übers.) eröffnete um die Jahrhundertwende neben Thorndike eine andere Linie der experimentellen Lernforschung, die bis heute einen Teil der Motivationsforschung beeinflusst hat.

Thorndike und Pawlow haben das geknüpft, was man den **assoziations-theoretischen Strang** der Motivationsforschung nennen kann. Es handelt sich in beiden Fällen um Änderung von Reiz-Reaktions-Assoziationen; im Falle Thorndikes werden Reaktionen durch andere, erfolgreichere ersetzt (so genanntes instrumentelles oder operantes Konditionieren), im Falle Pawlows werden die ursprünglich reaktionsauslösenden (d. h. reflexauslösenden) Reize durch andere, ehemals neutrale Reize ersetzt (klassisches Konditionieren).

! Thorndike hat die lernpsychologische Linie, Pawlow die aktivationspsychologische Linie des assoziations-theoretischen Problemstrangs der Motivationsforschung begründet.

Natürliche Auslese und „Survival of the fittest“ Diejenigen Besonderheiten in Körperbau und Verhalten, die nach Darwin einen Vorteil bei der natürlichen Auslese verschaffen, lassen sich nicht nur als allgemeine artspezifische Merkmale bei den heute existierenden Arten aufzeigen. Innerhalb einer Art muss es auch stets Individuen geben, die etwas besser als andere für den „Kampf ums Dasein“ unter den jeweilig vorherrschenden Umweltbedingungen ausgestattet sind. Diese Schlussfolgerung lenkte das Forschungsinteresse auch auf individuelle Unterschiede und ihre diagnostische Erfassung.

Galton (1822–1911), ein Vetter Darwins, stellte unter erbpsychologischen und eugenischen Gesichtspunkten vielerlei Erhebungen an. Er gehört mit dem Franzosen Binet (1857–1911), der nach der Jahrhundertwende den ersten Intelligenztest entwickelte, zu den Begründern der psychologischen Testbewegung, die sich v. a. in Amerika und unabhängig von der übrigen Psychologie entfaltete. Erst ab den 30er Jahren fand sie über Allport (1937), Murray (1938) und Cattell (1950) Eingang in den persönlichkeits-theoretischen Strang der Motivationsforschung.

Zusammenfassung

Überzeugungen, die aus der Evolutionstheorie erwachsen oder von ihr bestärkt wurden, haben die alte Willenspsychologie des Menschen in eine Motivationspsychologie mit individuellen Dispositionsunterschieden verwandelt, die in großen Bereichen auch für tierische Lebewesen gilt. Sie haben allerdings die großen Fragen der Willenspsychologie für lange Zeit in Vergessenheit geraten lassen, obwohl diese noch vor dem 1. Weltkrieg eine Blütezeit erlebten.

■ Wurzeln in der psychologischen Ideengeschichte

In der Pioniergeneration lässt sich auch noch eine weit zurückreichende Tradition der von Philosophen und von Psychologen

aufgestellten Willenslehren ausmachen. Diese Tradition blieb nicht nur von Darwin ziemlich unbeeinflusst, sondern erreichte um die Jahrhundertwende auch einen Höhepunkt hinsichtlich einer Vielzahl von Willenslehren. Wie Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle wollte man auch das „Wollen“ oder den „Willensakt“ als einen psychologischen Erlebnissachverhalt dingfest machen und die Wirksamkeit des „Willens“ bestimmen.

Bewusstseinspsychologische Analyse von Willensvorgängen Für Wilhelm Wundt (1832–1920), dem Begründer der Psychologie als einer akademisch etablierten und experimentellen Disziplin, war die Willenshandlung ein zentrales Thema. In ihr sieht Wundt (1894) eine gestaltende Wirksamkeit des erlebenden und handelnden Individuums, die als „psychologische Kausalität“ scharf von der „physikalischen Kausalität“, deren Gesetze die Naturwissenschaften untersuchen, zu trennen ist.

Die bewusstseinspsychologische Analyse von Willensvorgängen mittels retrospektiver Selbstbeobachtung und Reaktionszeitmessung hat bei Wundts Zeitgenossen zu verschiedenen Positionen geführt. Im Kreis um den Wundt-Schüler Oskar Külpe (1862–1915), der so genannten „Würzburger Schule“, kam es zu wichtigen Fortschritten. Bei der Analyse von Denktätigkeiten fand man, dass entscheidende Prozesse im Bewusstsein nicht aufzuspüren waren. Man kam zur Annahme unbewusster Einstellungen und Tendenzen, die von der gestellten Aufgabe gestiftet wurden und dann die kognitiven Prozesse steuern, ohne dass sie noch bewusst sein oder gar willkürlich kontrolliert werden müssten. Narziß Ach (1871–1946) fasste diesen Sachverhalt willenspsychologisch auf und prägte 1905 den Begriff der „determinierenden Tendenz“.

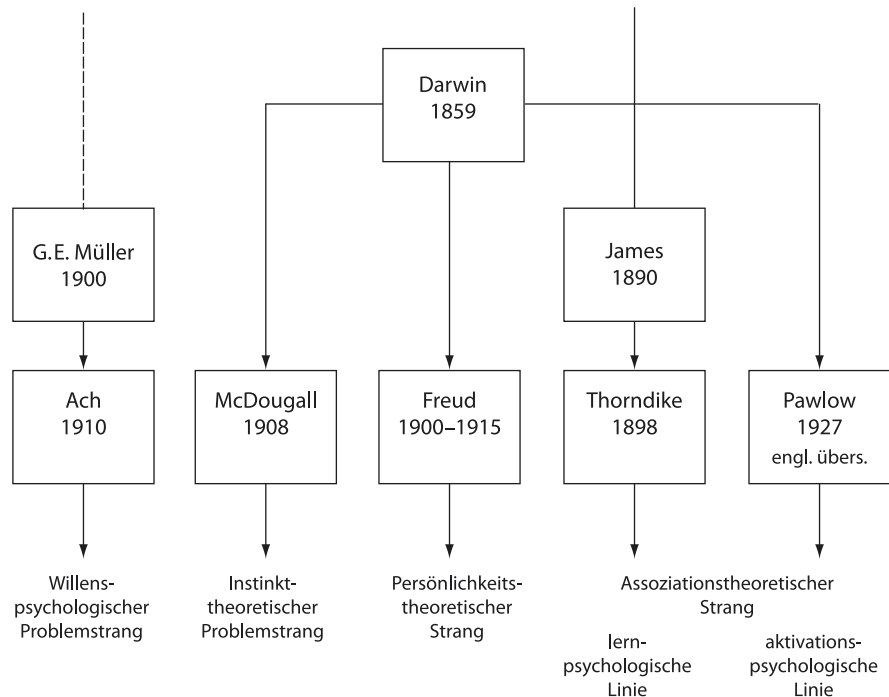
! Narziß Ach und, unabhängig von ihm, der Belgier Albert Michotte (1881–1965) sind die Begründer einer experimentellen Willenspsychologie, die leider nur eine kurze Blütezeit hatte, viele Jahrzehnte tot war und erst neuerdings wieder lebendig wird.

Damit ist die Galerie der Pioniere der Motivationsforschung zu Beginn unseres Jahrhunderts komplett (vgl. einen ähnlichen Versuch Madsens, 1974). In **Abb. 2.1** werden die fünf Gestalten der Pioniergeneration aufgereiht:

- Mit Ach beginnt der willenspsychologische Problemstrang, soweit er experimentell ist,
- mit McDougall der instinkttheoretische Problemstrang,
- mit Freud der persönlichkeits-theoretische,
- mit Thorndike und Pawlow der assoziations-theoretische, der sich in eine lernpsychologische und eine aktivationspsychologische Linie aufgliedert.

Diese fünf Problemstränge, von denen nur vier die Motivationsforschung der letzten 70 Jahre nachhaltig beeinflusst haben, repräsentieren eine bemerkenswert einseitige Konstellation. Bezieht man sie auf die drei großen Problembereiche der Motivationsforschung, nämlich „Motiv“, „Motivation“ und „Volition“, so ist nur der Problembereich „Motivation“ in allen fünf Strängen vertreten, „Motiv“ nur in dem persönlichkeits-theoretischen,

■ **Abb. 2.1** Schema der verschiedenen Problemstränge der Motivationsforschung in der Pioniergeneration um die Jahrhundertwende. (In Anlehnung an Madsen, 1974, S. 91, mit freundlicher Genehmigung von Gyldendal Uddannelse)



und „Volition“ ist nach der frühen und kurzen Blüte der experimentellen Willenspsychologie als Problem verschwunden (wenn es auch z. T. an anderer Stelle unter anderem Namen in einem anderen Kontext aufgetaucht ist und weiterbestanden hat, etwa als Entscheidungsforschung). Mit Darwins Evolutionstheorie wurde die Sonderstellung des Menschen in der Natur und die damit verbundene Übertragung der deterministischen Erkenntnishaltung der Naturwissenschaften auf die Psychologie beseitigt. Daraufhin wurde auch ein früher übersehenes Bild des Menschen, das er mit anderen Lebewesen teilt, in den Vordergrund gerückt: Seine Abhängigkeit von der Befriedigung von Grundbedürfnissen, die in einer nicht immer willfähigen Welt Lernfähigkeit erfordert. Das ist inzwischen gründlich besorgt worden, wie im Folgenden noch in einigen Hinsichten gezeigt wird. Inzwischen sind die vernachlässigten Fähigkeiten des Menschen zu willensgeleitetem Handeln, d. h. das Volitionsproblem, in die Motivationsforschung zurückgekehrt. Der Nachholbedarf ist allerdings immer noch groß.

Im Folgenden werden die einzelnen Stränge und Linien der Motivationsforschung der letzten 80 Jahre kurz dargestellt. Zwischen ihnen gibt es, wie gelegentlich zu zeigen ist, eine Reihe von Querverbindungen.

2.3 Willenspsychologischer Problemstrang

Seit den Schriften Platons und Aristoteles folgt man gern einer Trias der psychologischen Sachverhalte. Man unterscheidet Erkennen, Fühlen und Wollen oder, gefasst als Entitäten des Seelenlebens:

- Kognition,
- Emotion,
- Motivation.

Manchmal wird eine dieser Funktionen noch weiter aufgeteilt; das gilt besonders für das Erkennen, das man etwa in Empfinden, Wahrnehmen und Denken differenziert hat. Andererseits ist es für das Wollen charakteristisch, dass man es zwar von jeher als eine unverkennbare Erlebnisform von besonderer Art empfand, es gleichwohl häufiger versuchte, das Wollen auf eines der beiden Geschwister der platonischen Trias zu reduzieren.

Das Wollen ganz zum Verschwinden zu bringen, ist kaum je versucht worden. Am weitesten ist hierin wohl David Hume (1711–1776), der englische Empirist, gegangen. Er war bestrebt, metaphysisch oder apriorisch erscheinende Begriffe zur Erklärung psychologischer Sachverhalte zu meiden und stattdessen alle seelischen Vorgänge auf Wahrnehmungen („impressions“) und auf Vorstellungen („ideas“) sowie auf das zwischen ihnen waltende Verknüpfungsprinzip der Assoziation zurückzuführen. Mit den Prinzipien von Kausalität und Substanz erschienen auch Ich-Bewusstsein und Wollen als Erklärungsbegriffe verzichtbar, weil es sich in Wirklichkeit um Erfahrungs- und Assoziationsprodukte unseres Vorstellungslebens handelte.

■ Heterogenetische Positionen

Weniger radikal waren „heterogenetische“ Willenstheorien. Sie leugneten die Phänomene des Wollens nicht, führten sie aber auf andere Erscheinungen und Sachverhalte zurück. Je nach der vermuteten Quelle, aus der die Erlebnisse des Wollens zu entspringen scheinen, kann man von Gefühlstheorien des Willens oder von Vorstellungs-, Empfindungs- oder intellektualistischen Theorien sprechen. Wer jedoch den Willen als einen Sachverhalt ansah, der sich nicht auf andere Erscheinungen zurückführen lässt, vertrat eine „autogenetische“ Willenstheorie.

Um die Jahrhundertwende favorisierten die meisten Psychologen eine heterogenetische Position. Es fällt uns heute nicht mehr leicht, die damalige Denkweise nachzuvollziehen. Man glaubte,

den Grundelementen des Seelenlebens mithilfe einer geschulten **Introspektion** auf die Spur zu kommen. Die deskriptive Fixierung einzelner, für grundlegend gehaltener Klassen von Erlebnissen, die man bei sich beobachten und anderen mitteilen konnte, erschien mindestens so wichtig wie die experimentelle Analyse von Bedingungsbeziehungen, die auf zugrunde liegende und selbst nicht beobachtbare Prozesse schließen lassen.

! Die heterogenetischen Willenstheorien entspringen dem Bestreben, Willen rein introspektionistisch zu bestimmen.

Das war schon deshalb für viele verführerisch, weil es dazu nicht der Mühe des Experimentierens bedurfte und man bereits am Schreibtisch zur eigenen Überzeugung kommen konnte. Zum Beispiel war Herrmann Ebbinghaus (1850–1909), der berühmte Begründer der experimentellen Gedächtnispsychologie, nichtsdestoweniger ein Vertreter einer heterogenetischen Gefühlstheorie des Wollens (Ebbinghaus, 1902). Münsterberg (1863–1916) und der Wundt-Schüler Külpe (1862–1915) hielten Empfindungen für die Grundlage von Willenserlebnissen. Für Münsterberg (1888) bestand das Wollen aus Muskelempfindungen, die den erwarteten Bewegungen vorausgehen. Külpe (1893) sieht das Wollen in „lebhaften Organempfindungen“.

Die intellektualistische Theorie – heute würden wir von der „kognitivistischen“ Theorie sprechen – wird von dem Wundt-Schüler Ernst Meumann (1862–1915) vertreten. Er sagt:

- » Der Wille ist nichts anderes als ein spezifischer Verlauf intellektueller Vorgänge, durch die sich unsere Zustimmung zu einem Ziele in Handlung umsetzt und mit denen das intellektuelle Seelenleben aus seiner reinen Innerlichkeit zur Einwirkung auf die Umgebung heraustritt (Meumann, 1913, S. 347; 1. Aufl. 1908).

Trotz der veralteten Begriffssprache wirkt Meumann modern, weil heute Motivationsprobleme bevorzugt in kognitivistischen Erklärungsmodellen behandelt werden. So versucht man seit der „kognitiven Revolution“ in der Psychologie ausgerechnet aus assoziativen Netzwerkmodellen, die ursprünglich postuliert worden sind, um den Aufbau und die Verwendung von Wissen zu erklären, dynamische Prozesse der Motivation und der Volition abzuleiten (Anderson, 1983; Norman, 1980).

Meumann hat aber auch schon auf zwei Punkte hingewiesen, die in der modernen Motivationsforschung wiederentdeckt wurden und betont werden:

1. Zeitlich gestaffelte Zielstrukturen des Handelns: Das Bewusstsein kann sich dem unmittelbaren Ziel der Handlung, aber auch den daran sich anknüpfenden weiteren Folgen zuwenden (die als Motivationsfaktoren lange übersehen wurden, vgl. Vroom, 1964; Heckhausen, 1977b).
2. Das Bewusstsein des Handelnden, selbst Urheber seiner Handlung zu sein: Dieser Aspekt der erlebten Selbstverantwortlichkeit war ein zentraler Ansatzpunkt der Attributionsforschung (Weiner, Heckhausen, Meyer & Cook, 1972).

Für den Altmeister Wundt war dagegen der Wille nicht als ein hetero-, sondern als ein autogenetischer Sachverhalt zu verstehen.

Alle Prozesse der (wie wir heute sagen würden) Informationsverarbeitung sind nach Wundt von Willenshandlungen geleitet. Das gilt besonders für Sachverhalte der Aufmerksamkeit und der Apperzeption, aber auch für Wahrnehmungen, Gedanken und Erinnerungen (Wundt, 1874, 1896; vgl. die neuere Würdigung durch T. Mischel, 1970).

Zusammenfassung

Der Willensvorgang ist nach Wundt eine eigenständige Synthese aus vorangehenden Affekten, die sich ursprünglich, d. h. in der ontogenetischen Entwicklung, in äußere pantomimische Ausdrucksbewegungen auflösen. Hinzu treten noch Verbindungen von Vorstellungen und Gefühlen, die Wundt „Motive“ nannte. Deren Vorstellungsbestandteil bezeichnete er mit „Beweggrund“ und deren Gefühlsbestandteil mit „Triebfeder“. Wundt unterschied also im Grunde schon zwischen Motivations- und Volitionsvorgängen, er suchte den Willensvorgang aus seinen entwicklungspsychologischen Ursprüngen herzuleiten.

■ Phänomenologische Positionen

Während Wundts Willenstheorie aus hoch abstrakten Behauptungen besteht, betrieb William James (1890) phänomenologische Analysen an anekdotischem Material, um den eigentlichen Willensakt einzukreisen; d. h. jenen Punkt, wo durch einen Entschluss, ein „Fiat!“ oder eine innere Zustimmung des hin- und herwogenden Zustands der Motivation, der „deliberative state“, sein Ende findet und von den als möglich erwogenen Alternativen nur eine das Handeln bestimmt. Fast überrascht stellte James fest, dass es diesen Punkt offensichtlich nicht immer zu geben braucht, weil allein schon die Vorstellung der auszuführenden Bewegungshandlung genügt, um die zuvor erwogene Handlungsalternative auch tatsächlich auszuführen.

Wie dieses so genannte **ideomotorische Grundprinzip** den eigentlichen Willensakt überflüssig zu machen scheint, wird in dem folgenden Paradebeispiel vom Aufstehen an einem kalten Wintermorgen deutlich.

Beispiel

William James gibt uns ein Beispiel für das ideomotorische Grundprinzip aus dem Alltagsleben: „Wenn ich einmal aus der eigenen Erfahrung generalisieren darf, dann ist es wohl so, dass wir morgens meistens ohne jeden Kampf oder auch nur eine bewusste Entscheidung aufstehen. Wir stellen einfach plötzlich fest, dass wir **aufgestanden sind**. Eine glückliche Lücke im Bewusstseinsstrom lässt uns sowohl Wärme als auch Kälte vergessen, wir geben uns träumerischen Gedanken über den Tagesverlauf hin und werden dabei unversehens von der Idee aufgerüttelt: Hallo! Ich darf hier nicht länger liegen bleiben – eine Idee, die in diesem Moment keine gegenläufigen oder lähmenden Vorschläge wach ruft und so umgehend zu den entsprechenden Bewegungsabläufen führt (James, 1890, S. 1132–1133); (Übersetzung der Herausgeberin).

So überzeugend dieses Beispiel auch die Wirksamkeit des ideomotorischen Prinzips belegt, hier ist nicht der Willensakt, sondern lediglich der Zeitpunkt betroffen, zu dem man eine nicht in Frage stehende Handlung (nämlich auch an einem Wintertag das Bett zu verlassen) ausführt. Das Beispiel weist aber auf eine mögliche Direktive für Volitionsprozesse, auf eine „Metavolition“ hin; nämlich durch Vorstellungslenkung die bereits intendierte Handlungsalternative endlich zur Ausführung zu bringen. James nimmt bereits Metaprozesse der Motivation („Metamotivationen“) voraus, wenn er den durch das Abwägen von Handlungsalternativen als „deliberation“ charakterisierten Motivationsprozess durch zwei gegensätzliche Tendenzen kontrolliert sieht:

1. durch die Ungeduld mit dem Zustand des Abwägens („impatience of the deliberative state“) und
2. der Furcht vor dem Unwiderruflichen („dread of the irrevocable“). Im Übrigen hat James zwischen fünf Formen der Entscheidungen unterschieden, die jenen Punkt markieren, an dem der Motivationszustand endet und die Volition beginnt. Eine Form davon sah er mit dem Gefühl der Anstrengung verbunden, wenn alles, was zu klären war, abgewogen, die Bilanz für jede Alternative ungefähr gleich, aber eine Entscheidung erforderlich ist. Weil James nicht wie seine zeitgenössischen deutschen Fachkollegen an der Frage interessiert war, was „Willen“ letztlich sei, sondern daran, in welcher typischen Situationen man so etwas wie „Willen“ zur Erklärung heranziehen könnte, hat er auch jeden Problem-bereich motivationspsychologischer Forschung erörtert:

- Motivation,
- Intentionsbildung und
- Volition.

Offensichtlich sind Phänomene des Wollens deshalb so lange bloß beschrieben worden, weil die Vorstellung schwer fiel, sie könnten als Erscheinungen des „höheren“ Seelenlebens auch experimentell angegangen werden, wie es sich für Wahrnehmung und Gedächtnis bereits erfolgreich bewährt hatte.

■ Ansätze einer experimentellen Willenspsychologie

An drei Stellen vor und nach der Jahrhundertwende kam es zu ersten Ansätzen einer experimentellen Willensforschung. Die ersten beiden Ansätze betrafen eine volitionstheoretische Auffassung zweier verschiedener Handlungsabläufe. Der 1. Fall betraf einfache Reaktionsexperimente (L. Lange, 1888; Külpe, 1893), der 2. den Assoziationsverlauf, wenn eine bestimmte Aufgabe gestellt war (Müller & Pilzecker, 1900; Ach, 1905, 1910). Der 3. Ansatz betraf den Versuch, einen Willensakt experimentell zu induzieren, indem die Versuchsperson zwischen zwei verschiedenen Ausführungsweisen einer Intention zu entscheiden hatte (Michotte & Prüm, 1910).

Reaktionsexperimente Ohne Willenspsychologie im Sinn zu haben, ließen schon die ersten Vorstöße einer experimentellen Psychologie im Bereich des Wahrnehmens, Vorstellens, Lernens und Denkens immer wieder einen volitionalen Charakter erkennen, wenn man so die aufgabendienliche Gerichtetheit in den

Aktivitäten der Versuchsperson bezeichnen will. Boring (1929) hat in seiner **Geschichte der experimentellen Psychologie** alle 12 verschiedenen Erklärungsbegriffe aufgezählt, mit denen Psychologen jener Zeit versuchten, dem volitionalen Charakter der Versuchstätigkeiten gerecht zu werden. Es sind u. a. die folgenden Erklärungsbegriffe:

- Aufmerksamkeit,
- Erwartung,
- Vorbereitung,
- Prädisposition,
- Einstellung,
- Set,
- Aufgabe,
- Anweisung,
- vordeterminierte, determinierende Tendenz (neben G. E. Müllers assoziativer und perseverativer Tendenz).

In den letzten 3 Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren Reaktionsexperimente besonders aktuell. Ihnen ging die Entdeckung der so genannten „persönlichen Gleichung“ voraus, d. h. individuelle Unterschiede bei der Zeitbestimmung des Durchgangs eines Gestirns durch das Fadenkreuz eines Fernrohrs. Die Unterschiede zwischen verschiedenen Beobachtern hatten die Astronomen nicht nur beunruhigt, sondern auch viel Forschung und außerdem neue Beobachtungsmethoden angeregt. Es zeigte sich, dass die ursprüngliche Methode, die „Auge und Ohr“ einbezog (das Ohr für die Schläge einer Uhr), eine Komplikation wegen der Zusammenarbeit zweier Sinnessysteme bedingte. F. C. Donders (1862), ein holländischer Physiologe, kehrte deshalb zu einfachen Reaktionen zurück, aber komplizierte sie sukzessiv mit weiteren einzelnen mentalen Prozessen, z. B. einer Wahl, wenn zwei Stimuli gegeben sind und jeder mit einer besonderen Reaktion beantwortet werden muss. Die dann zu beobachtende Verlängerung der Reaktionszeit über die einfache Reaktionszeit (auf einen Stimulus) hinaus wurde jenem zusätzlichen mentalen Prozess, in diesem Fall der Wahl, zugeschrieben. Dieses so genannte subtraktive Verfahren wurde in Wundts Labor in großem Maßstab zu einer „mentalen Chronometrie“ ausgebaut. In der heutigen Kognitionspsychologie spielt diese bei der Analyse informationsverarbeitender Prozesse wiederum eine große Rolle.

Ein Schüler Wundts, Ludwig Lange, machte 1888 das erste volitionspsychologische Experiment, ohne dass er sich dessen wohl bewusst war. Er trug seinen Versuchspersonen auf, die Aufmerksamkeit entweder auf den Reiz oder auf die motorische Reaktion zu richten. Er entdeckte, dass die Reaktionszeit kürzer ist, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die motorische Reaktion und nicht auf den Reiz richtet. Diese Zeitdifferenz zwischen „sensorieller“ und „muskulärer“ Reaktion erklärte Wundt damit, dass nur im Falle sensorielle Reaktion der Reiz nicht nur wahrgenommen, sondern auch apperzeptiert wird. Die Zeitersparnis bei muskulärer Reaktion sollte deshalb die Zeitdauer des Apperzeptionsprozesses erkennen lassen, nämlich etwa 0,1 s. Diese auf Donders „subtraktivem Verfahren“ aufgebaute **mentale Chronometrie** erbrachte jedoch manche Unstimmigkeiten, die Külpe (1893) aufgriff, kurz bevor er nach Würzburg ging. Er wollte darlegen, dass je nach der der Versuchsperson

gestellten Aufgabe sich eine entsprechende Prädisposition bilde, die den Aufmerksamkeitsfokus in Langes Experiment bestimmt und einen anderen Prozessverlauf in Gang gesetzt habe. Seiner Ansicht nach habe man es nicht mit isolierten Komponenten, die man einfach addieren und subtrahieren könne, sondern mit einem ganzheitlichen Prozessverlauf zu tun.

! Damit hatte Külpe eine volitionstheoretische Erklärung vorgeschlagen, nach welcher das Ziel, das die Versuchsperson übernommen hat, die Aufgabentätigkeit auch in jenen Bereichen leitet, die nicht

oder nicht unmittelbar einer willkürlichen Kontrolle unterstehen.

Die Würzburger Schule Eine grundsätzlich gleiche Auffassung drängte sich dann auch bei dem Hauptgegenstand der Forschungsaktivität der Würzburger Schule auf, der introspektiven Analyse von Denkverläufen. Man hatte nicht nur entdeckt, dass der Denkverlauf über weite Strecken unanschaulich blieb, sondern auch, dass er dennoch geordnet verlaufen sein musste, weil die Lösung des gestellten Problems unvermittelt auftauchte (► **Exkurs** „Untersuchungsansätze zur Erfassung von Denkvorgängen“).

Exkurs

Untersuchungsansätze zur Erfassung von Denkvorgängen

H. J. Watt (1905), ein Mitglied der Würzburger Schule, machte eine bemerkenswerte Entdeckung. Er hatte zu einzelnen Substantiva (wie „Vogel“) einen Oberbegriff (wie „Tier“) oder untergeordneten Begriff (etwa „Spatz“) assoziieren lassen. Die jeweils anschließende Introspektion gliederte er durch „Fraktionierung“ in vier Zeitperioden. Ausgerechnet die 3. Periode, die die Suche nach dem Reaktionswort umfasste, gab am wenigsten an Inhalt her. Watt schloss daraus, dass die eigentliche Tätigkeitsintention nur solange bewusst ist, wie man sich die Versuchsanweisung noch zu eigen macht. Die weitere Wirksamkeit der Intention bei der Steuerung von kognitiven Prozessen läuft dann unbewusst und automatisch ab. Schon Georg Elias Müller (1850–1934) hatte zur Erklärung des Vorstellungsverlaufs bei Assoziationsversuchen neben rein assoziativen Tendenzen eine „perseverative Tendenz“ postuliert. Mit der Übernahme der Aufgabe bildet sich eine entsprechende „Einstellung“. Narziß Ach (1905, 1910), der seine Forschungstätigkeit 1900 in Göttingen bei Georg Elias Müller begonnen und

1904 in Würzburg fortgesetzt hatte, prägte die Bezeichnung „determinierende Tendenz“. Diese setzte sich auch für die denkpsychologischen Untersuchungen von Watt und jene von Otto Selz (1913) durch. Diese Bezeichnung umfasste auch den Begriff der „perseverativen Tendenzen“ seines Lehrers Georg Elias Müller. Ach (1905) wies anhand von Reaktionszeitmessungen und der „systematisch experimentellen Introspektion“ (einer subtil angeleiteten Retrospektion) nach, dass sowohl bei Denk- als auch bei motorischen Aufgaben determinierende Tendenzen, ohne bewusst zu werden, am Werk sein müssen, um die intendierte Zielvorstellung zu realisieren. Große Bedeutung sollte Achs Versuch zur Messung der Willensstärke erlangen. In einem ingeniosen Versuch ließ Ach (1910) die innerhalb von Silbenpaaren gestiftete Assoziationsstärke, die sich durch die Häufigkeit der Lernwiederholung variieren ließ, mit der Instruktion zu einer kontrastierenden Aufgabentätigkeit rivalisieren. Auf diese Weise konkurrierte eine willentliche Tendenz (die Instruktion auszuführen) mit einer Ausführungsgewohnheit („habit“). Setzte

sich die determinierende Tendenz, die neu instruierte Aufgabentätigkeit auszuführen, durch, so war das „assoziative Äquivalent“ erreicht. Das heißt, die Willensstärke war größer als die vorher erzeugte Assoziationsstärke. In diesen Versuchen kam es zu verlängerten Reaktionszeiten und gelegentlich zu fehlerhaften Reaktionen. Fehler veranlassten manche Versuchspersonen, sich erneut die Intention, die aufgegebenen Versuchstätigkeit auszuführen, einzuschärfen. Ach analysierte diese nachträglichen Intentioneinschärfungen und stellte vier „Momente“ des „primären Willensaktes“ auf; darunter auch einen Ich-Bezug im Sinne von „Ich will wirklich!“ Selz (1910) bemerkte, dass Ach nicht den originären Willensakt, sondern seine nachträglich erneute Einschärfung angesichts von misslungenen Realisierungsversuchen untersucht hatte. Dennoch scheinen die dabei gefundenen Charakteristika Aufschluss über handlungsleitende Bestandteile der Intention oder determinierenden Tendenz zu geben. Auch einige volitionale Metaprozesse (wie man heute sagen könnte) hat Ach mithilfe seiner Introspektionsmethode gefunden.

Narziß Ach hat sich ausschließlich mit Volitionsproblemen befasst und jene der Motivation vernachlässigt. Man darf ihn als den eigentlichen Pionier einer experimentellen Willensforschung bezeichnen. Aber leider verlor sie noch zu seinen Lebzeiten wieder an Bedeutung. Daran hat Kurt Lewin (1890–1947), ein junges Mitglied der damaligen Berliner gestalttheoretischen Schule um Wolfgang Köhler (1887–1967) und Max Wertheimer (1880–1943), offensichtlich entscheidenden Anteil. Er nahm schon in seiner Dissertation den Versuch zur Willensmessung von Ach auf und veränderte das Vorgehen, um zu zeigen, dass die bloße, durch Häufigkeit des Einprägens erzeugte assoziative Kopplung von Silbenpaaren noch keine Reproduktionstendenz erzeuge, solange nicht eine eigene determinierende Tendenz zur Reproduktion bestehe.

Die Kontroverse zwischen Ach und Lewin, die auch Arbeiten einiger Ach-Schüler einschloss, ist ungemein kompliziert, verlor bald an Aktualität und ist bis heute unentschieden). Ausschlaggebend war schließlich die einflussreiche Abhandlung Lewins (1926)

über „Vorsatz, Wille und Bedürfnis“. In ihr hat er zwar auf sehr fruchtbare Weise einige Aspekte des Willensaktes von Ach, wie die Vorstellungen bezüglich der Gelegenheit zum Handeln und der Ausführungsschritte, entfaltet. Aus der eigentlichen Zielvorstellung der Intention hat er jedoch ein „Quasibedürfnis“ gemacht, das mit „echten Bedürfnissen“ in Zusammenhang stehe. Damit wurden konkret umschriebene Ziele einzelner Intentionen zu variabel konkretisierbaren und generalisierbaren Motivationszielen (vgl. Heckhausen, 1987). Aus dem Volitionsproblem wurden Probleme der Motivation, die ja ohnehin die übrigen Problemstränge der Motivationsforschung beherrschten.

Das verhinderte jedoch nicht, dass Lewin mit seinen Schülern einige experimentelle Paradigmen zu einer „Handlungs- und Affektpsychologie“ entwickelte, die eher zur Klärung von Volitions- als von Motivationsfragen geeignet waren und in dieser Hinsicht noch keineswegs ausgeschöpft sind, z. B.:

- das Behalten und die Wiederaufnahme unerledigter Aufgaben (Zeigarnik, 1927; Ovsiankina, 1928),

- der Erledigungswert von Ersatztätigkeiten (Lissner, 1933; Mahler, 1933) und
- das Vergessen von Vornahmen (Birenbaum, 1930).

Die Löwener Schule Der letzte Ansatz einer experimentellen Willensforschung, die Löwener Schule, wurde von dem Belgier Albert Michotte begründet. Michotte war 1905 und 1906 für je ein Semester zu Wundt nach Leipzig gegangen. Nach dem Besuch des Würzburger Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1906 verbrachte er in den beiden folgenden Jahren mehrere Monate in Külpes Institut, wo er sowohl die Arbeiten von Ach als auch die deutschsprachigen Strömungen der Zeit wie eine „Offenbarung“ (Michotte, 1954) kennen lernte. Schon 1908 hatte er mit E. Prüm eine längere experimentelle Studie über Willensentscheidungen („choix volontaire“) abgeschlossen, die erst 1910 als Monografie erschien, weil sie erst noch vom Deutschen (Prüms Muttersprache) ins Französische übertragen wurde. Unabhängig von Achs Studien erschien die Monografie von Michotte und Prüm also in demselben Jahr (1910) wie Achs Analyse des Willensaktes. In der Löwener Studie war es gelungen, einen Willensakt nicht wie bei Ach nachträglich zu provozieren, sondern frisch hervorzubringen. Freilich war auch hier die eigentliche Intention, die Anweisung des Versuchsleiters zu realisieren, längst gefasst. Offen war jedoch, welche von zwei möglichen Ausführungsweisen man wählen sollte und das musste bei jeder Aufgabe aufgrund „ernsthafter Motive“ und außerdem möglichst rasch erfolgen.

Nach der Entscheidung wurde die Ausführung nicht abgewartet, sondern eine ausführliche Introspektion über die 4–5 s der Wahlentscheidung angestellt. Die Autoren fanden eine gewisse Regelmäßigkeit in der Abfolge von Phasen:

1. eine abwägende Motivation,
2. eine Hemmung oder Pause vor der Entscheidung,
3. eine Lösung der Erwartungs- und Muskelspannung danach, wenn mit der Entscheidung anstelle des Zweifels Gewissheit und v. a. ein Bewusstsein des Handelns tritt. In dem letzteren sahen die Autoren das wesentliche Merkmal der Willenshandlung.

Leider hat Michotte die willenspsychologischen Untersuchungen nicht länger fortgeführt (vgl. noch seinen Überblick von 1912). Er hat sich später v. a. der Forschung der **phänomenalen Kausalität** gewidmet. In England hat F. Aveling (1875–1941), der seine Forscherlaufbahn in Michottes Löwener Labor begonnen hatte, die willenspsychologische Tradition von Michotte und Ach fortgesetzt. Offensichtlich war er der Einzige, der dies außerhalb des Kontinents getan hat. Aveling (1926) hat noch introspektive Analysen des Willensaktes betrieben. Er sah ein entscheidendes Charakteristikum in der Identifizierung des Selbst mit den Motiven für die präferierte Handlungsalternative. Im Wesentlichen bestätigte er die Befunde Achs und Michottes.

Für Amerika ist es charakteristisch, dass das Volitionsproblem nach seiner phänomenologischen Blütezeit in den Schriften von William James nur gelegentlich wieder auftaucht, dann aber in behavioristischer Fassung. Das gilt etwa für das Buch „Intentional behavior and motivation – A cognitive view“ von F. W. Irwin (1971). Darin wird auf stringente Weise dargelegt, wie

ein Beobachter, der Kenntnis über die Situation, die Handlung und deren Ausgang hat („situation-act-outcome“), auf die Wahl einer Handlung, und damit auf die Intention des Handelnden schließen kann. In analoger Weise haben Jones und Davis (1965) in einem Essay „From acts to dispositions“ die Psycho-Logik analysiert, mit der Beobachter von einzelnen Handlungen nicht auf Intentionen, sondern auf Persönlichkeitsdispositionen rückschließen, d. h. dem Handelnden Motive zuschreiben (► Kap. 15).

In Deutschland trug Johannes Lindworsky (1875–1939) die Ergebnisse der Willensforschung zusammen (1923, in 3. Auflage). Wie Selz (1910) bezweifelte er sowohl aufgrund eigener Beobachtungen als auch aufgrund einer Reanalyse der Befunde von Ach, dass die Intensität des Willensaktes die Realisierung der Intention verbessert; stattdessen sei das „Gegenwärtighalten der Aufgabe während der Ausführung“ und „nicht das Herauspressen eines gewaltsamen Vorsatzes“ (Lindworsky, 1923, S. 94) entscheidend.

Von Achs Schülern sind noch Hillgruber, Düker und Mierke zu nennen. Hillgruber (1912) wies den Tatbestand eines so genannten „Schwierigkeitsgesetzes der Motivation“ nach, und zwar als „Willensbetätigung bei fortlaufender Arbeit“. Wurde nämlich die Schwierigkeit der Arbeit erhöht (Umstellen von Silben bei schnellerer Darbietung), so verbesserte sich auch die Mengenleistung. Hillgruber führte das Ergebnis auf eine größere Willensanspannung zurück. Düker (1931, 1975) demonstrierte ähnliche Ergebnisse einer „reaktiven Anspannungssteigerung“.

Ebenfalls in diesem volitionstheoretischen Sinne ist neuerdings die Zielsetzungstheorie von Locke (1968; Locke & Latham, 1990) zu verstehen. Danach werden mit steigender Zielsetzung nur scheinbar paradox auch bessere Leistungen erzielt. Mierke hat noch 1955 ein Buch geschrieben, in dessen Titel der Begriff des Willens vorkommt: „Wille und Leistung“.

Es war für lange Zeit das letzte Mal. Aber die Zeichen der Zeit wenden sich (► Kap. 11, ► Kap. 12 und ► Kap. 13). Der Begriff des Willens ist inzwischen wieder respektabel geworden. So hat Kuhl (1983) individuelle Unterschiede in der Fähigkeit entdeckt, eine in der Realisierung befindliche Absicht gegen andere konkurrierende Absichten oder gegen eine nachhängende Beschäftigung mit einer fehlgeschlagenen Tätigkeit abzuschirmen. Er fasst die beteiligten Prozesse unter dem Begriff der „Handlungskontrolle“ zusammen. Damit sind, wenn nicht der Willensakt selbst, so doch die volitionalen Wirksamkeiten der „determinierenden Tendenz“ wieder auf das Programm psychologischer Forschung gekommen. Der volitionstheoretische Teil der Würzburger Schule gewinnt inzwischen wieder an Aktualität. Dazu gehört auch

- der „Willensakt“,
- die Bildung einer Intention,
- der Übergang von der Motivationsphase in die Volitionsphase und
- die Initiierung der intendierten Handlung.

2.4 Instinkttheoretischer Problemstrang

Bereits William James hatte Instinkt als einen Erklärungsbegriff übernommen, aber nur für eine bestimmte Klasse von Verhaltensweisen, die er von anderen wie Gefühlsausdruck, Gewohnheitsbildung und Willenshandlungen abgrenzte.

➤ **Definiton**

„William James definierte Instinkt als die Disposition sich in einer Weise zu verhalten, dass bestimmte Ergebnisse hervorgebracht werden, ohne dass diese Ergebnisse vorhergesehen werden und ohne dass es eine vorhergehende Erfahrung mit dem Verhalten gab“ (James, 1890, Bd. II, S. 383); (Übersetzung der Herausgeberin).

Er betonte die auslösenden Reizbedingungen, die aufgrund vorgegebener nervöser Strukturen im Lebewesen zu einem automatischen Verhaltensablauf führen, der weder vorheriges Lernen voraussetzt noch die Voraussicht eines zu erreichenden Zielzustands zum Inhalt hat. Das zwanghaft-automatische Reagieren auf umschriebene Situationsbedingungen geht aus der folgenden berühmt gewordenen Aussage über die Bruthenne hervor:

- » Einer brütenden Henne ist unvorstellbar, dass es auf der Welt eine Kreatur geben könnte, für die ein Nest voller Eier nicht unwiderstehliches und kostbares Objekt ist, auf dem man nicht genug sitzen kann (James, 1890, Bd. II, S. 387); (Übersetzung der Herausgeberin).

Im Gegensatz zu James blieb Wundt in seiner Auffassung des Instinktbegriffs von Darwin unbeeinflusst. Wundt (1883) brachte Instinkt eng mit Trieb und diesen mit zielgerichtetem Verhalten zusammen; für ihn gingen Instinkthandlungen auf frühere Willenshandlungen zurück, die sich inzwischen mechanisiert haben.

■ **Wegbereiter der Instinkttheorie**

Der eigentliche Wegbereiter instinkttheoretischer Erklärungen innerhalb der Motivationsforschung war der Angloamerikaner William McDougall (1871–1938). Er stand zu Beginn seiner Laufbahn sowohl unter dem Eindruck der kontinentalen Psychologie mit ihrer introspektiven Analyse der Willensphänomene als auch unter dem Eindruck der darwinistischen Revolution einer Betrachtung im Sinne ererbter Verhaltenstendenzen. In Abwägung zwischen diesen beiden Richtungen war er der entscheidende Weichensteller der angelsächsischen Motivationsforschung für das 20. Jahrhundert. In seinem einflussreichen Buch von 1908 (das den Titel „Einführung in die Sozialpsychologie“ trug, in Wirklichkeit aber eine Motivationspsychologie war und über 30 Auflagen erlebt hat) hat er sich gegen die kontinentale Willensanalyse und für eine instinkttheoretische Betrachtungsweise entschieden. Damit hatte er die Weiche vom Gleis der Volition auf das Gleis der Motivation gestellt. Er schreibt in der Einleitung seines Buches von 1908:

- » ... Ich will nur das wesentliche Thema der Arbeiten des 19. Jahrhunderts zusammenfassen: (...) gehörten die Wissenschaftler in den Sozialwissenschaften einer von zwei Parteien an: Auf der einen Seite diejenigen, die gemeinsam mit den Utilitaristen alle Motive auf die Suche nach Genuss und das Vermeiden von Schmerz zurückführen; und auf der anderen Seite solche, die zurückschreckend von der hedonistischen Doktrin die Hauptquelle der Verhaltenssteuerung in unklaren Konzepten intuitiver Disposition oder Fähigkeit, Instinkt oder Empfindung suchten. Vor Ende des Jahrhunderts stellten sich die Doktrinen beider Parteien als

fehlgeleitet heraus. Es wurde aber kein zufriedenstellender Ersatz allgemein anerkannt. So wurde der Mehrheit der Psychologen nichts besseres angeboten, um die Lücke zu füllen, als das Wort „Wille“ oder so etwas wie die „Tendenz von Ideen zur Selbstrealisierung“. Auf der anderen Seite hat Darwin in seinem „decent of man“ (1871) zum ersten Mal die wahre Doktrin menschlicher Motive formuliert und gezeigt, wie wir vorgehen müssen, wenn wir ein vollständigeres Verständnis der menschlichen Motive erringen wollen, dann müssen wir uns vor allem auf die Methode des Spezies-Vergleichs und der Naturgeschichte stützen (McDougall, 1908, S. 14); (Übersetzung der Herausgeberin).

Allerdings blendete McDougall das Wollen nicht völlig aus. Er widmete ihm ein ganzes Kapitel, in dem es ihm um die Frage ging, wie man in einem Konflikt der Motive nicht einem bloßen Hedonismus ausgeliefert sei, wie es aus darwinistischer Sicht unausweichlich und deshalb zu kritisieren sei. In Auseinandersetzung mit Wundt und James verwarf er die Hemmung eines der konkurrierenden Motive als Prinzip der Willensentscheidung zugunsten der Verstärkung eines der beiden Motive durch einen hinzukommenden Impuls, der dem Motivsystem der Selbstachtung („system of self-regarding sentiment“) entstammt. In Eingrenzung auf das Entscheidungsproblem definierte er:

➤ **Definition**

„... Volition als die Unterstützung oder Verstärkung eines Verlangens oder Wunsches durch die Kooperation eines Antriebs, der innerhalb des Systems selbstbezogener Empfindungen ausgelöst wird ...“ (McDougall, 1908, S. 249); (Übersetzung der Herausgeberin).

Hier nun, in der Entscheidungsfunktion, die dem Selbstachtungsmotiv zugeschrieben wird, stimmt McDougall mit einem zentralen Punkt der Willenspsychologie Achs und Michottes überein: dem engen Bezug zum Ich oder Selbst. Es ist lediglich nur ein Berührungspunkt gewesen und geblieben. Die vielfältigen Psychologien des „Selbst“, die es seither gegeben hat und die gegenwärtig viel Bedeutung erlangt haben, werden in der Regel als motivationale und nicht als volitionale Prozesse verstanden.

Im Grunde genommen blieb McDougall von der introspektiven Bewusstseinsforschung seiner Tage unbefriedigt. Er wollte erforschen, was Leute tatsächlich tun, und sich dabei auf gesicherte phylogenetische Grundlagen stützen, die er in den Instinkten sah und wie folgt definierte:



<https://www.springer.com/9783662539262>

Motivation und Handeln
Heckhausen, J., Heckhausen, H. (Hrsg.)
2018, XIX, 648 S. Mit Online-Extras, Hardcover
ISBN: 978-3-662-53926-2